

Der Reichsbischof Ulrich von Augsburg

Von HANS WOLTER S. J.

Das Erinnerungsjahr der Ungarnschlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg (955), in der Otto d. Gr. den offensiven Osten besiegte, gedenkt auch eines führenden Mitarbeiters des sächsischen Kaisers, des großen Bischofs Ulrich von Augsburg. Sein Leben umschließt eine entscheidende Phase des gemeinsamen Weges von Kirche und Staat im Dienst der Menschheit. Es mag darum heute in das Licht geschichtlicher Schau gerückt werden. Tausend Jahre trennen uns von Ulrichs Zeiten. Doch über diese Kluft hinweg sehen wir den Versuch, die ständige Spannung zwischen Kirche und Staat sinnvoll zu ertragen und zum Ausgleich zu bringen. Wenn wir diesem Versuch das zeitverhaftete Gewand abstreifen, werden vielleicht Grundlinien sichtbar, die auch heute noch Geltung haben.

Die ottonische Reichskirche

Die Schicksale der christlichen Kirche zu Beginn des hohen Mittelalters vollzogen sich im abendländischen Raum. Aus dem Mittelmeer war ein Herrschaftsgebiet des Islam geworden. Byzanz erschien gelähmt durch die ständige Bedrohung vom Osten her, lebte sich auch schon seit längerem vom Westen fort in eine Isolierung hinein, die dem späteren Schisma den Weg bahnte. Die *societas christiana* fühlte sich mehr und mehr identisch mit dem *orbis latinus*. Das Kaisertum der Karolinger war ein erster Versuch gewesen, in engstem Zusammenwirken mit der katholischen Kirche die Völker des Abendlandes zu führen. Rom, das sich endgültig aus dem byzantinischen Staatsverband gelöst hatte, suchte bei den fränkischen Herren jenen Schutz seiner Freiheit, die ein geistlicher Organismus braucht, um seiner Sendung voll entsprechen zu können. Karl d. Gr. hatte bereitwillig die Aufgabe des *defensor* und *advocatus* der Kirche übernommen und erfüllt, nicht ohne gelegentlich die Grenzen seines Amtes zu überschreiten.

Nach ihm war das Reich zerfallen, die kaiserliche Macht den Händen geringer Epigonen entglitten. Die römische Kirche litt unsäglich unter der Machtlosigkeit ihrer bestellten Schutzherren, das Papsttum wurde zum Objekt der Politik ehrgeiziger römischer Geschlechter. Dabei bebten die Metropolen des Abendlandes unter den ständig sich wiederholenden Einfällen der Sarazenen, Normannen und Ungarn. Die christlichen Völker des Westens waren in ihrem staatlichen und religiösen Bestand auf das empfindlichste bedroht.

Im Verlauf des 10. Jahrhunderts vollzieht sich dann der Aufbau einer machtvollen europäischen Mitte; unter den Königen aus sächsischem Haus setzt eine neue Epoche ein, in der die kirchliche Erneuerung parallel mit einem staatlichen Gesundungsprozeß geht. Parallel heißt hier: gleichzeitig, nicht: unabhängig voneinander.

Das Reich der Ottonen entsteht in einem Land von fast rein bäuerlicher Natur, in dem die Grundherrschaft die entscheidende Wirtschaftsform ist.¹ Die staatstragende Schicht ist der weltliche und geistliche Adel. Immer noch erscheint die Kirche von ihren fränkischen Anfängen her als eine durchaus aristokratische Einrichtung; im Bistum wie in der Abtei herrschen Mitglieder edelfreier Geschlechter. Das war im lehnrechtlichen Gesellschaftsgefüge unausbleiblich, weil Vögte und kirchliche Vasallen ebenfalls edelfrei waren.

Die Entwicklung der Innenpolitik im ostfränkischen Reich unter Heinrich I. (919—936) und Otto d. Gr. (936—973) hatte die Könige über den Widerstand der zentrifugalen Mächte des Stammesherzogtums hinweg dazu veranlaßt, sich der Kirche zuzuwenden, um von ihr wirksamen Beistand beim Aufbau der einheitlichen Staatsgewalt zu erhalten. Königliche Schenkung verwandelte die Bistümer in weithin sich erstreckende fürstliche Grundherrschaften. Ein hoher Klerus fand sich zusammen aus königlichem oder hochadeligem Haus, eine Reihe hochwertiger Menschen, denen der König die Reichsverwaltung anzuvertrauen vermochte. Auch die militärische Macht des Reiches beruhte damals auf den Institutionen der Kirche, ihren Vasallen und Dienstleuten, ihren sachlichen und geldlichen Beihilfen, gelegentlich auch auf der persönlichen Eignung der Prälaten zu militärischen Führern. Schwertdienst wurde erachtet als Gottesdienst, das Ethos der Kreuzzüge dämmert auf.

Reichsunmittelbar werden die deutschen Bischöfe dieser Zeit, der König investiert sie mit Amt und Land. Weitgehende politische Rechte entsprachen der Pflicht, dem König beim Reichsregiment zur Verfügung zu stehen. Dabei blieb das Bild des geistlichen Fürsten damals noch durchaus einheitlich; die geistlichen und weltlichen Kreise seiner Tätigkeit scheinen harmonisch miteinander verbunden, Reichsdienst, weltliche Verwaltung des Bistums und Gottesdienst bilden ein organisches Ganze. Je mehr für das staatliche Gemeinwohl gesorgt wird, desto besser glaubt man auch die Erfüllung der religiösen Pflichten gewährleistet.

Diese Harmonie des Geistlichen und Weltlichen ist die eigentliche Grundlage der ottonischen Kirchenpolitik. Sie wurde erleichtert durch die sakrale Würde, die den König und erst recht den gekrönten Kaiser umgab. Doch fehlte es in der hohen Zeit dieses Systems nicht an Bischöfen, welche die latente Spannung dieses Zusammenwirkens spürten.² Wir erinnern an den Erzbischof Friedrich von Mainz (937—954).³ Von Ulrichs Bedenken wird weiter unten noch die Rede sein.

¹ Vgl. zum folgenden *H. Mitteis*, *Der Staat des hohen Mittelalters*, Weimar 1944², S. 115 ff.

² Vgl. *L. Santifaller*, *Zur Geschichte des ottonisch-salischen Reichskirchensystems* (Sitzungsberichte der österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Bd. 229, 1. Abh.), Wien 1954.

³ Vgl. *A. Hauck*, *Kirchengeschichte Deutschlands*, Bd. III, S. 34—39, Leipzig 1920.

Geistliche Fürsten

Der Lebensstil dieser „wichtigsten und repräsentativsten soziologischen Schicht des alten Reiches“ entfaltete sich im Rahmen seiner Aufgaben.⁴ Diese Männer erfüllten die Forderung Gregors d. Gr., in ihrem Amt Herrscher, Fürsten und Priester zu sein. Eine zeitentsprechende Verwirklichung des Petruswortes vom königlichen Priestertum des Neuen Bundes. Sie waren sich bewußt, daß sie für das Geschick der Kirche ihres Sprengels verantwortlich waren, aber auch dazu verpflichtet, Einheit und Macht des Reiches zu erhalten und auszubauen. Das gab ihrer Sprache, ihrem Auftreten, ihren Festen und Heerzügen ein Relief des Großartigen, das uns heute wenig apostolisch anmuten möchte. Die Not des Reiches war zugleich die Not ihrer Kirchen, und wenn sie in den Kampf gegen die Ungarn und Slawen zogen, verteidigten sie zugleich die Mauern ihrer Bischofsstädte und Abteien.

Große Bauherren sind sie gewesen, die Reichsbischöfe der Ottonen. Sie mußten es auch sein, weil die Ungarn landauf landab nach jedem Raubzug Ruinen hinterließen. Ihre Bautätigkeit geht erst später ins Gewaltige, zunächst mußte immer wieder erst das Notwendige geleistet werden; nach der Festigung des Reiches allerdings werden ihre Dome und festen Häuser größer; in ottonischer Zeit aber gibt es vorerst nur Anfänge dessen, was später sich entfaltet zu den Werken der Romanik und Gotik.

Die Feier der Liturgie blieb ein Anliegen dieser Bischöfe des ottonischen Zeitalters, das ihrem geistlichen Sinn ein hervorragendes Zeugnis ausstellt. Hier fließen karolingisches Erbe und monastische Tradition zusammen. Ein strenger und zugleich liebevoller Gottesbegriff liegt zugrunde, zugleich aber auch die Einsicht, daß dem Volk durch die Liturgie ein weit offener Zugang zu den Geheimnissen des Gottesreiches erschlossen werde. Nicht Repräsentation fürstlichen Geltungswillens ist in den Feiern der Gottesdienste gemeint, sondern das Verlangen, Größe und Herrlichkeit des Himmelskönigs zur Anschauung zu bringen.

Ihrem öffentlichen Amt entsprechend lebten die geistlichen Fürsten auch außerhalb des Gottesdienstes im Kreise ihres Klerus und im Kreise ihrer Gläubigen. Man ist versucht zu sagen, daß nur die Nachtruhe ein persönliches Reservat geblieben ist. Die Sorge für die Armen steht dabei vielfach betont im Vordergrund, sie wird als göttlicher Auftrag empfunden und beinahe zelebriert. Das Verhältnis zum König war bestimmt und ausgezeichnet durch persönliche Treue. Vom König hatten die Bischöfe ihr Land, ihre Kirche, ihr Volk erhalten. In den meisten Fällen waren sie gute Verwalter des ihnen anvertrauten Reichsgutes und im Rat kluge Teilhaber am Gang der großen Politik.

Der Geist kirchlicher Reform war in ihnen lebendig, sie förderten die

⁴ F. Heer, Die Tragödie des Heiligen Reiches, Stuttgart 1952. Das einleitende Kapitel behandelt (S. 9—81) das Thema des Lebensstils der Reichsbischöfe. Wenn man von dem bekannten Ressentiment Heers gegenüber der von ihm so genannten religiös-politischen Sakralkultur absieht, vermittelt dieses Kapitel wertvolle Anregungen.

monastischen Erneuerungszentren in Burgund und Lothringen, sorgten für das religiöse Leben und dachten auch an die Freiheit in den alten Abteien des Reiches. Viele machten sich einen Namen durch unnachsichtige Visitation ihrer Sprengel, durch eine ständige Sorge um das sittliche Leben und die apostolische Arbeit ihres Klerus.

Viele Namen aus dieser Zeit sind uns überliefert, welche die Kirche bis auf den heutigen Tag als Heilige verehrt: so Bruno von Köln, Wolfgang von Regensburg, Konrad von Konstanz, Adalbert von Prag, Willigis von Mainz.

Ulrich von Augsburg

Nicht an letzter Stelle in dieser Reihe steht der Bischof von Augsburg, Ulrich, aus dem Hause der Grafen von Dillingen (890—973). Wir sind gut unterrichtet über sein Leben. Gerhard von Augsburg hat es recht genau beschrieben in einem kleinen Werk, dessen Zuverlässigkeit von der kritischen Forschung gerühmt wird.⁵ Der Dompropst von Unserer Lieben Frau, ein enger Mitarbeiter des Bischofs Ulrich in den letzten Jahren seiner Regierung, hat es wohl auch im Hinblick auf die geplante Heiligsprechung in Rom verfaßt. Sein Bericht über Leben und Wunder Ulrichs lagen der Synode im Lateran vor, als diese in den Tagen vom 31. Januar bis zum 3. Februar 993 die erbetene Kanonisation behandelte.⁶ Bei der Auswertung darf diese Absicht des Verfassers nicht außer acht gelassen werden, sie erklärt manche Akzentverlagerung, durch die das geistliche Moment betont herausgestellt wird. Dabei bringt Gerhard in bemerkenswerter Offenheit auch Dinge, von denen die Hagiographen sonst schweigen. Die historische Glaubwürdigkeit der Schrift, zumindest für die Zeit der unmittelbaren Zeugnenschaft Gerhards, gewinnt eben dadurch erheblich an Gewicht.

Wir dürfen uns bei den Lebensdaten des Bischofs hier auf das Wichtigste beschränken. Es war ein ungewöhnlich langes Leben, das wohl in Wittislingen bei Dillingen begann und in Augsburg endete. In St. Gallen ist Ulrich zur Schule gegangen; Waning und Hartmann der Jüngere waren seine Lehrer.⁷ In Augsburg darf er unter Bischof Adalbero, seinem Verwandten, als Kämmerer Dienst tun, im Auftrag des Bischofs nach Rom reisen (909). Hier trifft ihn die Nachricht vom Tod Adalberos; überstürzt reist er heim. Doch schon war der Bischofsstuhl in Augsburg neu besetzt; enttäuscht zieht er sich auf die Güter seiner Mutter zurück und übernimmt die Verwaltung. 923 beginnt dann sein bischöfliches Wirken in Augsburg für lange fünfzig Jahre. Nur wenig feste Daten sind für diesen Zeitraum noch zu ermitteln; denn die Archivbestände der Bischofsstadt gingen beim Brand von 1187 verloren. 932 weilt Ulrich auf der Reichstagung in Erfurt, 934 in

⁵ Vgl. *G. Tangl*, in Wattenbuch-Holtzmann, Deutschlands Geschichtsquellen, I/2 (1939) S. 257; ferner *M. Manitius*, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, II (München 1923), S. 203—210.

⁶ *D. Mansi*, Concilia, Bd. 19 (Venedig 1774), S. 169—172.

⁷ Hier ergänzt Ekkehard IV (ed. *Meyer-Knonau*, S. 210) den Bericht Gerhards. *Vita Sancti Udalrici Augustani episcopi auctore Gerardo presbytero*. Hg. v. Waitz in MGH SS 4, S. 377 ff., bei Migne PL 135, 1009—1058.

Konstanz zur Bestattung des Bischofs Nothing, 940 in Saint-Maurice (Aganum). Für 952/53 ist die zweite Romreise anzusetzen. Ausführlicher berichtet Gerhard über die Schicksalsjahre 954/55 mit ihrem Aufstand der süddeutschen Herzogtümer gegen König Otto und dem Ungarnsieg vom 10. 8. 955. 966 reist Ulrich nach Eichstätt zur Grablegung des Bischofs Starchand, 972 ein drittes, letztes Mal nach Rom, 973 stirbt er in Augsburg.

Es geht uns hier nicht darum, die Etappen dieses reichen Lebens gleichsam abzuschreiten.⁸ Wir möchten nur jene Wesenszüge des Reichsbischofs, des Vaters seiner Diözese, des Heiligen herausheben, die Ulrich in seiner Eigenschaft als Träger staatlicher und kirchlicher Aufbauarbeit erkennen lassen.

Der Adel seiner Geburt braucht nicht eigens betont zu werden. Nahe verwandt der herzoglichen Familie der schwäbischen Hunfridinger, war er ein Vetter der Kaiserin Adelheid; das war Legitimation genug für sein Amt auf einem der entscheidenden Bischofsstühle des ottonischen Reiches. Immerhin konnte er auch ein gewisses Maß an Bildung aufweisen, die er an der Schule von St. Gallen erlangt hatte. Dazu kam die Lehrzeit bei Adalbero in Augsburg, wenn sie auch nicht lange gedauert hat. Eine geistig genügsame Zeit mochte mit diesem sicher bescheidenen Maß an Wissen zufrieden sein. Die vierzehn Jahre auf den Gütern seiner Mutter brachten Ulrichs Verwaltungsfähigkeiten voll zur Entfaltung. Nicht als Theologe ist Ulrich hervorgetreten, sondern als begabter Lenker einer großen, politisch sehr bedeutsamen Diözese.

In den Lehrjahren von 909 bis 923 ist auch das Sippenbewußtsein Ulrichs erstarkt, und durch politische Übung konnte jenes herrenmäßige Selbstgefühl heranwachsen, das ihn im Jahre 923 Heinrich I. als geeigneten Kandidaten für das Bistum Augsburg erscheinen ließ.

Der König gab dem Drängen des schwäbischen Herzogs Burchard II. und anderer Verwandten Ulrichs nach und investierte den Dreiunddreißigjährigen mit Amt und Lehen des Bischofs. Eben hatte also Ulrich die „Jahre des Herrn“ erreicht, die das Mittelalter für die Priesterweihe verlangte. Seine Konsekration zum Bischof empfing er nicht in Augsburg; die Stadt, von der er alsbald Besitz ergriff, muß 923 ausgesehen haben wie viele unserer Städte im Jahre 1945.

Hier wartete ein weites Feld auf den Bauherrn Ulrich. Zwar gelang es ihm nie, eine Kathedrale zu errichten, die ihn überdauert hätte. Dazu waren die Dinge noch nicht reif, weder die Kunst der Architekten noch die finanziellen Kräfte des Bistums. Aber die Stadtmauern erstanden doch wieder, die Krypta der Bischofskirche wurde erneuert und erweitert, die Johannes-Kirche erbaut, Sankt Afra restauriert. Man muß bedenken, daß Rückschläge nicht ausblieben, begonnene Arbeiten unterbrochen und zerstört wurden,

⁸ Hingewiesen sei auf das eben erschienene Buch von *Peter Dörfler*: „St. Ulrich, der große Bischof und Reichsfürst“, Augsburg 1955, Winfried-Werk, Ln. DM 8,50. Hier sind die Quellen ausgeschöpft worden. Die liebevolle Hand des Dichters zeichnet ein anschauliches Bild des Heiligen.

daß die wirtschaftlichen Voraussetzungen immer wieder mühsam geschaffen werden mußten. Wenn man das alles in Rechnung stellt, darf Ulrichs Tun als Bauherr von Augsburg gerühmt werden. Es war ein Bauen, das auf die Sicherheit des Reiches, die Ehre Gottes und seiner Heiligen, den Bestand bischöflicher Arbeit gerichtet war; und so findet diese Einheit von staatlichem und kirchlichem Tun in der Bautätigkeit des Bischofs vor allem einen weithin sichtbaren Ausdruck.

Der königliche Hof nahm Ulrichs Zeit und Energie oft und lange in Anspruch. Gerhard erwähnt das nur gelegentlich; auch sonst gestatten die Quellen es uns nur selten, die konkreten Vorgänge, den Anteil Ulrichs an den Regierungsgeschäften unter Heinrich I. und Otto I. im einzelnen zu überschauen. Jedenfalls empfand der Bischof mit der Zeit die Belastung durch den Hofdienst immer stärker und verlangte nach Minderung dieser Arbeit. Er ließ seinen Neffen Adalbero, den Sohn seiner Schwester Luitgard, die einen Grafen Peire geheiratet hatte, ausbilden, um für den staatlichen Dienst einen Vertreter zu haben. Bezeichnend für die Zeit ist es, daß die religiös geistige Ausbildung des jungen Adalbero den Mönchen, die militärisch-administrative der Pagenschule am kaiserlichen Hof anvertraut wurde. Der königliche Dienst forderte nicht nur Teilnahme an Rat und Regierung, sondern auch Begleitung des Herrschers auf den nicht gerade seltenen Kriegszügen. Hier sollte Adalbero an der Spitze der „*militia episcopalis*“ Ulrichs Stelle einnehmen.

Doch die Adalbero-Episode fällt erst in die letzten Lebensjahre des Bischofs. Die Mühen des Tages hat er selbst tragen müssen. Gerhard von Augsburg berichtet in zwei ausführlichen Kapiteln, welchen Anteil Ulrich einmal an der Beilegung des innenpolitischen Konfliktes zwischen Otto I. und seinem Sohn Liutolf, Herzog von Schwaben, und dann an dem Sieg des Reiches über die Ungarn gehabt hat. Diese Vorgänge sind oft geschildert worden und gehören zu den weithin bekannten Ereignissen unserer nationalen Geschichte. Wir dürfen uns deshalb damit begnügen, auf die außergewöhnliche Treue hinzuweisen, die Ulrich seinem königlichen Herrn gehalten hat. In der gesamten süddeutschen Front, die sich von Otto abwandte oder vielmehr gegen den König wandte, blieb der Bischof von Augsburg der einzige Pfeiler der königlichen Stellung, er und seine Sippe. Erwähnen wollen wir auch die im Bild so oft gefeierte Haltung im Kampf gegen die Ungarn um Augsburg: der mutige Kirchenherr im geistlichen Gewand, zu Pferd, inmitten seiner kämpfenden Leute, selbst ohne Waffen, nur das Kreuz in der Hand. Durch die Verteidigung der Stadt war die Bindung des ungarischen Heeres gelungen, die offene Schlacht möglich geworden, in der dann Otto Sieger blieb und den kaiserlichen Namen, den Titel eines Großen sich erwarb. Ulrich selbst hat, wie wir wissen, an der berühmten Schlacht nicht teilgenommen.

Es ist verständlich, daß Gerhards Biographie den weitesten Raum der bischöflichen Tätigkeit Ulrichs widmet. Der geistliche Ton beherrscht durch-

weg den Bericht, weit mehr als in der berühmten Vita Brunos von Köln, die Ruotger verfaßte. Hier wird spürbar, wie das Zeitgefühl sich gewandelt hat. Die Kirchenreform erreichte gegen Ende des Jahrhunderts einen Höhepunkt, und schon gehörte es zu Ulrichs Zeiten zum guten Ton der Prälatur, dem monastischen Stil in der Lebensweise den gebührenden Zoll zu zahlen. Kleidung, Speise, Tagesrhythmus des Bischofs verraten in der bewußt mönchisch gefärbten Tongebung den Willen, auch in der persönlichen Lebensführung sich anzupassen. So mag man das etwas harte Urteil Albert Haucks verstehen, Ulrich sei neben Bruno von Köln der weltlichere Prälat gewesen.⁹ Der monastische Stil erscheint als Gewand, nicht als innere Form des Bischofs. Tatsächlich hat Ulrich den in der Jugend abgewiesenen Ruf ins Kloster nicht wieder vernommen und in den Wochen vor seinem Tod zelebrierte er seinen eigenen Hingang nicht etwa in den Formen der Sterbepreß, die dann im 11. Jahrhundert bei Bischöfen und gekrönten Herren zum frommen Brauch geworden ist.

Dafür finden wir aber bei Gerhard ein mit Liebe und großer Sachkenntnis gezeichnetes Bild des bischöflichen Hirten. Eine Fülle von Nachrichten über die feierlichen Liturgien, die von Ulrich zelebriert wurden, über festliche Translationen, mit denen die in Rom und Agaunum erworbenen Reliquien in die Bischofsstadt überführt wurden, über das intensive Gebetsleben Ulrichs, in dem das mündliche Gebet des kanonischen Offiziums und private Psalmenlesung vorherrschten. Wie ein bewußt entworfener Bischofsspiegel muten die Kapitel an, die von den ausgedehnten Visitationsreisen Ulrichs berichten, von den Pastorkonferenzen, die er abhielt, den Sendgerichten, bei denen er präsierte, den Firmungszeremonien, die ihn bis zur Erschöpfung ermüdeten. Seine Bereitwilligkeit wird gerühmt, auch in entlegenen Orten Kirchen zu weihen, die Gerichtsverfahren schnell und gründlich zu Ende zu führen, und überall selbst zu predigen. Gerhard fügt seinem Bericht das Muster einer solchen Predigt bei. Schließlich wird Ulrich in fast ermüdender Wiederholung als Vater der Armen gepriesen. Auch das gehört zum Bild des geistlichen Fürsten seiner Zeit: die lebendige Auffassung von der sozialen Verpflichtung des Bischofs. In der Epoche der feudalen Kämpfe, der verheerenden Ungarnzüge und der schwierigen Zeiten eines ständigen Wiederaufbaus mußte sie als schwere Last empfunden werden. Doch auch dieser Armendienst vollzieht sich in feierlichen Formen, an ihm offenbart sich das evangelische Verlangen, im Armen den Herrn selbst zu sehen, und auch der fürstliche Wille, sich in der herrenmäßigen Tugend der Großzügigkeit hervorzutun. Jedenfalls treffen sich auf dem Gebiet dieser Fürsorge wiederum in Harmonie staatliche und kirchliche Funktionen.

In der Anfechtung

Man kann Gerhards Leben des Bischofs Ulrich auch ein „Buch der Versuchungen“ nennen. Einmal klingt dieser Titel sogar ausdrücklich an, wenn

⁹ A. Hauck, a. a. O. S. 48.

Gerhard schreibt: „Der Teufel sah ihn auf dem Gipfel der Tugenden stehen und legte es mit allen Listen seiner Bosheit darauf ab, ihn in den Abgrund von vielerlei Schwierigkeiten zu stürzen und ihn vom begonnenen guten Werk abzuhalten.“¹⁰ Und wie ein häufig anklingendes Leitmotiv durchzieht das Wort von der ständigen inneren und äußeren Gefährdung Ulrichs den Bericht. So versteht man auch besser die etwas breit ausgespinnene Erzählung, wie Ulrich als Kind schwer erkrankte und dann durch das verständige Wort eines Priesters gerettet wurde. Thematisch wird Gefährdung — hier des leiblichen Lebens — und Rettung als ein Grundmotiv der ganzen Vita ihr vorangestellt. Dann aber tritt in Sankt Gallen die erste Versuchung an den Knaben heran, da der Ruf zur *via arctior*, zum Leben in monastischer Vollkommenheit an Ulrich ergeht. Nur schwer gelingt es Gerhard durch Einfügung der apokryphen Wiborad-Episode, die Abweisung dieses Rufes religiös begreiflich zu machen. Die ständig wiederholte und an kritischen Wendepunkten des Bischofslebens sich äußernde Sehnsucht Ulrichs nach der Freiheit der Abgeschiedenheit des Klosters lassen wohl erkennen, wie er seelisch mit dieser versäumten Stunde der Jugend nie ganz fertig geworden ist.

Auf anderer Ebene tritt die Versuchung in das Leben Ulrichs, als ihm nahegelegt wurde, die dem König versprochene Treue zu verletzen. Die Fronde gegen Otto, in der sich Liutolf, Konrad der Rote und Pfalzgraf Arnulf von Bayern zusammengeschlossen hatten, schien sich machtpolitisch durchsetzen zu können. In dieser Stunde, da dem schwäbischen Bischof die Entscheidung wohl schwer fallen mochte, zumal Liutolf ganz Schwaben für sich gewonnen hatte, überwindet der reife Mann die Anfechtung und steht unbeirrbar zum König. Natürlich darf man dabei das Gewicht seines Sippenbewußtseins, das ihn auf die Seite des Königs und dessen Gattin drängte, nicht gering anschlagen.

Am schwersten aber überfiel den greisen Bischof die letzte Versuchung seines Lebens, die sich in das Gewand berechtigter Sorge um die Fortsetzung seines langjährigen Aufbauwerkes in Augsburg kleidete. Der Versuch, dem Neffen die Nachfolge zu sichern, den er durch seine Beziehungen zum Kaiserhaus scheinbar erfolgreich durchführte, der dann aber am Widerstand des Episkopates scheitern sollte, war in der Tat eine Versuchung, die er nicht gemeistert hat. Gerhard läßt den sterbenden Heiligen die erschütternden Worte immer wiederholen: Ach, wenn ich doch meinen Neffen Adalbero nie zu Gesicht bekommen hätte!

Die lebhaft empfundene Reue muß als Antwort des Bischofs auf eine Gefährdung der kirchlichen Freiheit durch ihn selbst gelten. Ulrich hatte bereits vorher Verständnis gezeigt für das in kirchlichen Kreisen schon stärker werdende Verlangen nach freien und kanonischen Wahlen in Abtei und Bistum.

¹⁰ PL 135, 1029 C.

Ein Mensch ist Ulrich gewesen, der sich seiner Grenzen bewußt war und dessen Grenzen auch die Zeitgenossen kannten. Doch über die Grenzen hinaus trug ihn seine brennende Liebe zum Herrn, seinem Erlöser Jesus Christus, dem er in den Armen diente, den er in den Gästen aufnahm, den er im Sakrament des Altares anbetete und mit dem er das Kreuzesopfer darbrachte.

Aus dem ehrgeizigen Jungen, dem hochmütigen adeligen Beamten am Hofe Adalberos wurde der zielbewußte Bischof. Aus dem intensiven Hofdienst trieb ihn allmählich die Einsicht, daß er den Willen Gottes besser erfüllen könnte, wenn ihm die Last weltlicher Sorgen genommen würde.¹¹ Doch verbindet er beides, weil er in seinem König wie in den Armen ein Bild Christi verehrt. Er verzehrte sich dann in der Sorge für seine Diözese; noch in der später bereuten Bevorzugung seines Neffen muß man im Grunde dieses Verlangen wahrnehmen, das Beste bereitzustellen für eine gedeihliche Weiterführung seines Werkes. Er hat Augsburg mit Mauern umgeben, hat die Kirchen der Stadt wiedererrichtet. Doch sind diese Bauten aus Stein nur ein Symbol für den geistigen Bau, den er durch sein bischöfliches Wort, sein liturgisches Gebet, seine tiefe Liebe zu Klerus, Volk und den Armen errichtet hat. Der „Glanz der Wunder“, der alsbald seinen Namen umgab, brachte nur zum Ausdruck, daß man ihn verstanden hatte, und daß man die Synthese bejahte, die er gefunden zwischen dem Dienst des *rex terrenus* und dem Dienst des *rex coelestis*.

Ulrichs Wort an die Gegenwart

Es ist nicht schwer, aus tausendjähriger Ferne an einer Gestalt der Kirchengeschichte Grenzen und Zeitgebundenheit zu entdecken. Dagegen sollten wir es als unerläßliche Pflicht empfinden, jener überzeitlichen Leistung nachzugehen, die im Gewand eines zwar einmaligen, unwiederholbaren, vielleicht mangelhaften Lebenslaufes immer noch eine bezwingende, beispielhafte Aufgabe bis auf den heutigen Tag auszuüben vermag. Nichts kann vergeblich gewesen sein, was im Raum der Kirche einmal vor sich gegangen ist. Wir leben alle aus der Einheit des mystischen Herrenleibes, die sich über alle Zeiten und Räume erstreckt.

Papst Johannes XV. hat Ulrich von Augsburg am 3. Februar 993 heiliggesprochen. Es darf uns nicht kümmern, daß vielleicht der politische Einfluß der Kaiserin-Regentin Adelheid sich um die kirchliche Ehrung ihres Verwandten bemüht hat, daß der dritte Nachfolger Ulrichs, Bischof Liutolf, seinem Bistum den Ruhm eines himmlischen Schutzherrn aus eigenen Reihen zugebracht hatte. Schon längst umleuchtete eine unaufhörlich wachsende „fama miraculorum“ den Namen Ulrichs. Die „öffentliche Meinung“;

¹¹ Gerhard sagt (PL 135, 1016 C): ille quantum saecularibus curis se absolutiorem sensit, tantum seipsum in Dei voluntatem nitebatur obligatiorem. (Je freier er sich von den weltlichen Sorgen fühlte, um so inniger strebte er die Verbindung mit dem Willen Gottes an.) Wiederum erscheint der neue Akzent, der im Gottesdienst mehr als im Weltdienst eine Erfüllung des göttlichen Willens vermutet.

würden wir heute sagen, hatte schon entschieden, daß mit Ulrich von Augsburg ein großer Mann in die Geschichte eingegangen war. Sie hatte vergessen, daß er ein Angebot der Gnade, den Ruf zum strengen Leben der Mönche ausgeschlagen hatte, daß er nicht durch das Tor der freien Wahl, sondern auf dem Weg über die politische Entscheidung Einzug gehalten hatte in sein Bistum, daß er noch am Ende seines Lebens seine Sippe mehr geliebt hatte als die Freiheit der Kirche. Das unbestechliche Urteil der Kirche hatte die Reue des sterbenden Bischofs, den fünfzigjährigen Dienst am Leben seiner Herde, die Sehnsucht nach dem einmal verschmähten Gewand des heiligen Benedikt auf die andere Schale der Waage gelegt. Und diese war wirklich gesunken. Auch die Heiligen bleiben Menschen; wir sind dem Propst von Unserer Lieben Frau in Augsburg dankbar, daß er uns auch die Schwächen Ulrichs mitgeteilt hat.

Doch historisch bedeutsam bleibt für die Gegenwart, daß Ulrich die Synthese gefunden hat zwischen der Loyalität dem Staat gegenüber und der Liebe zur Kirche. Für ihn war das nicht so schwer, da ihm der Staat in der Person des gesalbten Kaisers, des berufenen Schutzherrn der Kirche Christi entgegentrat. Und schon bei Ulrich erleben wir es, daß auch in dieser gelebten Einheit von Welt und Überwelt, daß auch für den adeligen, machtbewußten, repräsentationsfreudigen Kirchenherrn das Gewicht sich eindeutig verlagert, von der Sorge um den Staat, dessen Träger er in Einheit mit dem König ist, auf die Sorge um das geistliche Wohl seiner Herde.

Nicht neben dem Staat, sondern im Staat lebt die Kirche Christi. Darum ist auch heute noch der Platz im „Rat der Könige“ nicht unangemessen dem Amt des Bischofs. Wie denn auch die Staaten der freien Welt sich immer noch der Pflicht bewußt sind, der Religion, ihren Einrichtungen, Lebensformen und ihrer Freiheit Schutz zu bieten,¹² ein Nachklang jener Pflicht, die den Kaisern des Mittelalters ihr Daseinsrecht gegeben hatte.¹³ Wenn Ulrich von Augsburg wegen der Treue gefeiert wird, die er unbeirrbar seinem Kaiser hielt, mag daran erinnert werden, daß jeder deutsche Bischof, bevor er von seiner Diözese Besitz ergreift, in die Hand des Ministerpräsidenten einen Eid ablegt: „Vor Gott und auf die heiligen Evangelien schwöre und verspreche ich, so wie es einem Bischof geziemt, dem Lande . . . Treue. In der pflichtgemäßen Sorge um das Wohl und das Interesse des deutschen Staatswesens werde ich in Ausübung des mir übertragenen Amtes jeden Schaden zu verhüten trachten, der es bedrohen könnte.“¹⁴

Leben und Wirken des großen Bischofs von Augsburg mag im Licht die-

¹² Vgl. B. Dennewitz, Die Verfassungen der modernen Staaten, I/IV, Hamburg 1947/49. Bei den Stichworten: Kirche, Bekenntnis, Religion im Sachregister.

¹³ Vgl. W. Ullmann, The Growth of Papal Government in the Middle Ages. A study in the ideological relation of clerical to lay power. London 1955. S. 66 ff., S. 229: „The *raison d'être* of the Roman Emperor was the protection and defence of the Roman Church“. (Der Daseinsgrund der Römischen Kaiser lag im Schutz und in der Verteidigung der Römischen Kirche.)

¹⁴ Art. 16 des Reichskonkordates von 1933 (ähnlich in den Länderkonkordaten) *Acta Apostolicae Sedis* 25 (1933) 398 f.

ser Worte als eine Vorwegnahme und vorbildliche Erfüllung der Gesinnung angesehen werden, wie sie der Bischofseid verspricht. Darum darf in diesem Jahr, da wir Ulrichs gedenken, von einer beispielhaften Kraft seines Lebens gesprochen werden.

Der Öffentlichkeitsanspruch des Katholizismus und die Front der Gewerkschaften

Von RÜDIGER ALTMANN

Eine Betrachtung über den Öffentlichkeitsanspruch des Katholizismus gegenüber den Gewerkschaften muß zunächst der Gefahr zweier Mißverständnisse begegnen.

Wenn im folgenden von Katholizismus die Rede ist, so nicht im theologischen Sinne und in der Absicht, „das Wesen“ des Katholizismus erschöpfend zu analysieren. Freilich wird die Legitimität des katholischen Anspruchs als grundsätzlich unbestritten und unbestreitbar vorausgesetzt. Katholizismus aber wird hier als Gruppe unter anderen Gruppen der Gesellschaft verstanden, als gesellschaftliche Macht im Gegensatz und im Verhältnis zu anderen gesellschaftlichen Mächten und Kräften. Eine solche Unterscheidung zwischen dem gesellschaftlichen Phänomen und dem überzeitlichen Wesen des katholischen Anspruchs scheint um so notwendiger, als die Nichtunterscheidung zwischen soziologischer und spiritualistischer Betrachtung heute allzuoft zu Scheindiskussionen führt, in denen sich wertfreier (und insofern glaubensloser) Soziologismus und spiritualistischer Ideologismus ebenso unversöhnlich wie unfruchtbar gegenüberstehen.

Ein zweites Mißverständnis: Gustav Gundlach hat zwar kürzlich mit Recht bemerkt, die katholische Soziallehre sei „kein Pastorale“; sie ist aber ebenso wenig ein Lehrbuch der Sozial- oder gar Wirtschaftspolitik, sondern — juristisch ausgedrückt — die Subsumption des sozial-ökonomischen Sachverhalts unserer Zeit unter den gesicherten Tatbestand der katholischen Sittenlehre. Sie enthält insofern auch keine bestimmte Sozial- und Wirtschafts-ideologie und rechtfertigt weder „kapitalistische Restaurationen“ noch „sozialistische Experimente“. Gerade diese wohlthuende Sachlichkeit in einer Diskussion, in der oft unklare Ideologien wie Kraut und Rüben durcheinanderstehen, ermöglicht es, den zahllosen und verwirrenden Entwürfen, Aktionen und Deklarationen gegenüber eine gewisse Überlegenheit zu bewahren und stärkt den normativen Charakter der kirchlichen Entscheidung. Das ironische und skeptische Wort Friedrichs II. von Preußen, er sei neutral zwischen Rom und Genf, könnte angesichts dieser überlegenen Haltung — wenn man die Verurteilung der sozialistischen und liberalen Philosophie hier beiseite läßt und nur die *tatsächliche* Struktur der modernen Massengesellschaft im Auge behält — überraschend und im umgekehrten Sinne aktuali-